

Nr. 5. Posen, den 2. Februar. 1890.

Noli me tangere.

Novellette von R. K.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Studirzimmer meines Vaters. Mein Vater arbeitete an seinem am Fenster stehenden Schreibtisch, während ich an einem Tische in der Mitte des Zimmers saß, damit beschäftigt, ein lateinisches Diktat abzuschreiben.

Ich war müde und die Sache ging mir schlecht von der Hand. Mir gegenüber an der Wand hing das lebensgroße Bild meiner verstorbenen Mutter, deren Augen mich unaufhörlich ansahen, mochte ich meinen schweren Kopf nach rechts oder links auf die zum Schreiben aufgestützten Arme legen und die seltsamen Augen auf diese wunderbare Eigenschaft hin prüfend betrachten; es blieb dabei, meine Mutter sah mich an.

Ob sie sich wohl wunderte, daß ich so gar nicht nach ihr geartet war? Sie hatte einstens schwarze Haare, schwarze, Augen und Wimpern, ein blühendes Gesicht und eine stattliche Gestalt und ich, ihr zwölfjähriger Sohn, war rothhaarig, hatte helle Augen mit heller Umrandung, ein blasses kleines Gesicht und einen dürftigen Wuchs. Groß konnte ich freilich noch werden, dagegen blieben Haare, Augen und Sommersprossen, auch mit den zunehmenden Jahren, selbstredend zu Recht bestehen.

Was Mutter nur sinnen mochte? Bei manchen Menschen errieth ich wohl öfters, was sie im Augenblick, wenn ich sie ansah, über mich dachten, ohne daß ich dies gewollt hätte. Es war selten etwas Schmeichelhaftes, was ich auf diese Weise erfuhr; ich hätte gern darauf verzichtet, es zu wissen, doch es drängte sich mir auf, wie ein zweites Gesicht.

Ob Mutter um dieses mein Danaergeschenk wußte? Ihre Augen schauten so durchdringend zu mir herüber, als ob auch sie meine Gedanken errieth.

„Felix" unterbrach mich mein Vater in meinen Grübeleien, „bist Du mit Deiner Arbeit fertig?"

„Nein, Vater. Es geht mir soviel durch den Kopf, was nicht zur Sache gehört und ich bin so müde, daß ich es nicht hindern kann."

Mein Vater wendete den Kopf nach mir um und sah mich fragend über seine Brillengläser an. Mein bleiches Gesicht mochte ihm jedoch genügende Antwort geben, denn er sagte nur:

„Gehe einmal hinüber zum Direktor, Felix, ich ließe um das griechische Buch bitten, über welches wir heute sprachen, Gehe langsam, Du brauchst Dich nicht zu beeilen."

„Ja, Vater." Mit den Worten nahm ich meine Mütze vom Ständer und ging zum Direktor, der nur eine Straße entfernt von uns wohnte. Ich wußte Bescheid und klopfte an des Direktors Arbeitszimmer.

„Herein!" rief seine Stimme und als ich eintrat, fand ich ihn mit dem Ordinarius unserer Klasse, über einem Stoß Zensuren, in Konferenz begriffen.

„Nun, Felix Schechlin, was giebt es?" fragte der Direktor etwas ungeduldig über die Störung. Ich entledigte mich kurz des Auftrages meines Vaters, worauf er schweigend an den Bücherschrank ging und zwei ziemlich umfangreiche Bände herauslangte. Alsdann rief er mir zu, näher zu treten, um mir dieselben zu geben.

„Werden Dir die Bücher zu tragen nicht zu schwer sein, Felix? Soll ich sie nicht lieber zu Euch hinüber schicken?" fragte er, indem er die Hand auf meinen Kopf legte.

„Es ist nicht weit bis nach unserem Hause," erwiderte ich, dabei sah ich auf und begegnete seinen großen klugen Augen. Auch mein Ordinarius blickte ernst zu mir herüber, während er, wie in Gedanken verloren, eine Bleifeder zwischen den Fingern drehte.

Da war es wieder, mein zweites Gesicht, ich wußte, was die beiden Herren im Augenblick über mich dachten. Sie dachten:

Der arme blasse Junge wird sicher bald sterben, warum quält ihn nur sein Vater so mit dem Lernen. Die welke kleine Treibhauspflanze hat sicher nicht mehr viele Tage bis zum Eingehen. Was nützt es ihm unter diesen Umständen, daß er wieder versetzt wird?

„Ich glaube, ich bin noch nicht so elend, ich werde vielleicht noch ein Weilchen ausdauern," sagte ich zögernd, gleichsam als Antwort auf die stumme Rede, die ich eben nichtsdestoweniger zu hören geglaubt hatte, und fuhr fort:

„Bitte, Herr Direktor, lassen Sie mich die Bücher tragen!"

Die beiden Herren wechselten einen betroffenen Blick.

„Na, na, nichts für ungut, kleiner Mann," sagte der Direktor gutmüthig lachend. „Ich bin um meine Bücher immer etwas besorgt, daß sie nicht Bekanntschaft mit der Gosse machen; ich traue Euch kleiner Rotte Corah nicht allzuviel Vorsicht zu."

Mit diesen Worten legte er mir die Bücher in den Arm und strich mir nochmals begütigend über die struppigen rothe Haare.

Nachdenklich ging ich meines Weges. Zu Hause angelangt, legte ich schweigend die Bücher neben meinen Vater und setzte mich auf ein niedriges Aktenbänkchen zur Seite des Schreibtisches. Vater beachtete meinen Eintritt kaum und fuhr fort eifrig zu schreiben.

Indessen wanderte mein Blick wieder hinüber nach dem Bilde. Ob Mutter ebenfalls dachte, daß ich bald sterben würde? Wünschte sie es vielleicht, daß ich bald neben ihr ruhen

und schlafen sollte? Wenn dies aber ihre lebendigen Augen waren, die mich verfolgten und sich mit mir verständigen wollten, so schliefen sie ja gar nicht.

Eben machte mein Vater eine Pause im Schreiben.

„Vater glaubst Du auch, daß ich bald sterben werde?“ wendete ich mich an ihn.

Der Angeredete drehte sich mit einem hörbaren Rücken des Stuhles zu mir herum und fragte halb ärgerlich, halb erschrocken:

„Was hat die alberne Frage zu bedeuten, Felix?“

„Der Direktor und Doktor Wendler dachten dies, als ich eben bei ihnen war. Ich weiß auch, daß ich zu Michaeli versetzt werde und die Herren meinten, die schnelle Versetzung werde mir am Ende nicht viel nützen, da ich ja doch bald sterben müsse. Gesagt haben sie dies Alles nicht, ich habe es nur errathen und ich glaube, Mutter denkt dasselbe, wenn mir ihre Augen immerfort nachgehen, als wollte sie mir etwas sagen. Könntest Du mich nicht ein wenig vorbereiten und mir etwas Näheres über das Sterben mittheilen, Vater?“

„Wenn Du doch endlich einsehen wolltest, Felix, daß Du für dergleichen thörichte Träumereien schon zu alt bist,“ erwiderte mein Vater, sich unbehaglich das Haar zurückstreichend. „Du willst zum Oktober nach Obertertia kommen und zeigst, daß Du für diese Klasse noch durchaus unreif bist. Du sprichst Dinge, die der Vernunft geradezu ins Gesicht schlagen. Wenn man vom Errathen der Gedanken Anderer redet, so bedeutet dies doch nur einen Scherz, oder, wenn Du willst, spiritistischen Humbug und wenn die Augen eines Bildes den Betrachtenden in allen seinen Bewegungen verfolgen, so ist dieser Umstand auf die Geschicklichkeit des Malers und ein Gesetz der Perspektive zurück zu führen. Laß für heute das weitere Arbeiten, lege Dich dort auf das Sopha und verschlafe Dir die albernen Grübeleien.“

Ich gehorchte, streckte mich auf die Chaiselongue, welche welche unter dem Bilde stand, und verfiel bald in einen Halbschlaf, während dessen sich die mich beschäftigenden Gedanken wie im Traume weiter spannen.

Es mochte einige Zeit verflossen sein, als es an die Thür klopfte und unser Ordinarius, Doktor Wendler, eintrat.

„Guten Abend, Herr Professor,“ begrüßte er meinen Vater. „Ich wollte noch einige Schulangelegenheiten mit Ihnen besprechen, doch wird dies in Gegenwart Ihres Sohnes kaum angehen,“ fügte er, auf mich deutend, hinzu, fuhr jedoch gleich fort „Der Junge schläft aber wohl.“

„Ja, er schläft,“ bestätigte mein Vater „und Jugend hat einen festen Schlaf. Bitte nehmen Sie Platz, Herr Kollege. Uebrigens macht mir Felix mit seinen Phantastereien Sorge. Diese Phantastereien setzen sich aus einem eigenthümlichen Gemisch von Altklugheit und Kinderei zusammen. Ja ja, da haben wir wieder einmal das ewige Gesetz der Erblichkeit, das so oft von einem lachenden Satyr gelenkt zu werden scheint. Von mir, der ich wahrlich kein Adonis bin, hat der arme Junge die Gestalt, von seiner schönen Mutter die verschwommenen Ideen und um der Sache die Krone aufzusetzen, heißt er Felix.“

„Ich fürchte, Herr Professor, Sie strengen das Kind zu sehr durch geistige Arbeit an, lassen Sie ihn während der Ferien nicht zu viel lernen. Möge er lieber länger in einer Klasse bleiben, er kommt immer noch schnell genug durch das Gymnasium, und augenblicklich macht der Junge in der That einen recht schwächlichen, wenn nicht kranken Eindruck, so daß ihm ein wenig mehr Ruhe wohl zu gönnen wäre.“

„Ich werde Ihrem Rathe folgen, lieber Kollege. Ich meinte es gut; ich wollte die Natur korrigiren und Wissen an Stelle der Klugheit bei meinem Sohn substituiren. Lassen wir also von nun an der Sache ihren freien Lauf.“

Jetzt kamen Schulangelegenheiten, verschiedene Klassen betreffend, an die Reihe, und ich schlief fest ein.

Den andern Tag war Schulschluß. Als ich Nachmittag, wie gewöhnlich mich zu meinen Arbeiten setzen wollte, bemerkte ich mit Bestürzung, daß Mutters Bild meinem Arbeitsplatz gegenüber fehlte. Mein Vater stand, die Hände auf den Rücken gelegt, am Fenster und sagte, sich zu mir umwendend:

„Gehe in den Garten, Felix. Ich wünsche, daß Du während der Ferien nicht so viel über den Büchern sitzest, Du sollst Dich bei der kräftigen Herbstluft mehr im Freien bewegen.“

„Warum hast Du das Bild wegnehmen lassen, Vater?“ fragte ich dagegen, die leere Stelle noch immer verwundert betrachtend.

„Die Farbe wird brüchig, es muß einer Uebermalung unterzogen werden,“ erwiderte mein Vater trocken und sah wieder angelegentlich zum Fenster hinaus, den fallenden Blättern nach.

Es war ein schöner warmer Spätsommer-Nachmittag und in den Duft der letzten Blumen mischte sich schon der Herbstgeruch welkender Blätter. Die Luft that mir wohl. Ich setzte mich auf eine Bank und ließ mich von der Sonne bescheinen.

Wie lange noch bis zu der Zeit, wo ich all die schöne Natur nicht mehr sah, die mich jetzt umgab. Und wenn ich gestorben sein werde, dachte ich weiter, werden die Blumen fortblühen und die Bäume weiter rauschen und die Thürme der Stadt herüberschauen, wie sie es bisher gethan, ohne mich zu vermissen. Ich träumte immer, wir seien gute Freunde, ich nickte ihnen zu und freute mich unserer Freundschaft. Gewiß waren dies auch verschwommene Ideen, wie mein Vater es nannte. Worin aber bestand denn Klugheit? Vielleicht darin, die Dinge so trocken, als möglich zu betrachten. Eine Blume, ein Baum war eben ein vegetirendes seelenloses Ding, ein Thurm, ein aus Backsteinen gefügter, von Mörtel und Balken gehaltener starrer Koloß, das war wohl das Richtige. Nur Kinder und wilde Völker personificiren die leblosen Dinge, belehrte mich einst mein Vater. Und wenn ich mir diese Klugheit zu eigen machte, war der Name Felix alsdann wohl geeigneter für mich, wie jetzt; konnte mich diese Klugheit glücklicher machen?

„Wer bist Du, Kleiner, und warum sitzest Du so still und siehst in die Luft?“ unterbrach mich plötzlich eine angenehme Kinderstimme in meinen Grübeleien.

Als ich aufblickte, sah ich ein kleines Mädchen über den Zaun lehnen, welcher unseren Garten von dem des Nachbars trennte. Sie war jenseits des Zaunes ein paar Latten emporgeklommen und sah mich mit großen erstaunten Kinderaugen und einem lachenden Mündchen fragend an.

„Ich heiße Felix Schechlin und ich sitze still, weil ich müde bin und über manches nachzudenken habe. Aber nun sage auch, wer Du bist. Das Haus und der Garten drüben waren so lange unbewohnt; seid Ihr dort eingezogen?“

„Wir sind erst kurze Zeit hier. Papa hat Haus und Garten gekauft,“ sagte sie, das Köpfchen auf die runden bloßen Arme legend, mit denen sie sich krampfhaft an den Brettern festhielt, während sie mich freundlich von der Seite anblinzelte.

„Ich heiße Monika Bardolf. Oft schon habe ich in diesen Garten herüber geschaut, aber Dich sehe ich heute das erste Mal, und warum kommst Du heute in den Garten, um hier nachzudenken? Wenn ich im Garten bin, springe ich umher, ich denke nur nach, wenn der Regen gegen die Fenster schlägt und ich nicht hinaus kann. Nachdenken ist häßlich. Papa sagt, kluge Leute denken viel nach. Bist du klug?“

„Nein, das bin ich nicht,“ erwiderte ich mit ernstem Kopfschütteln, „und doch muß ich viel nachdenken, aber ich finde nur Trauriges dabei heraus. Dies kommt wohl eben davon, daß ich nicht klug bin; kluge Leute macht das Nachdenken vielleicht fröhlich.“

„Wenn Du traurig bist, so komme doch zu mir herüber, wir wollen zusammen umherlaufen, bis Du lustig wirst. Aber Eines mußt Du mir versprechen: Du darfst mich nicht anfassen und nicht küssen, das kann ich nicht leiden.“ Als sie dies sagte, funkelte in ihren Augen ein energischer Glanz.

„Dich anfassen und küssen?“ fragte ich verwundert. „Wie sollte ich wohl auf so etwas Einfältiges kommen? Davor brauchst Du keine Angst zu haben. Ich bin auch zu müde, um zu Dir herüber zu klettern und mit Dir umher zu laufen. Du findest wohl einen besseren Spielkameraden als mich; ich bin niemals lustig.“

„Ich will aber keinen anderen Spielkameraden und Du gefällst mir,“ rief sie halb trotzig, halb traurig. „Wenn Papa



Ein Abendzirkel bei Kaiserin Augusta im Koblenzer Schlosse. Originalzeichnung von A. Zick.

v. Breuning } mit Gemahlinnen. v. Minckwitz. v. Göben. Die Kaiserin. v. Barde'eben. v. Beyer. v. Elsester.
v. Frentz

mir das Klettern nicht verboten hätte, so käme ich zu Dir in den Garten."

„Nolime, Nolime," klang es jetzt vom Hause her, „komm zum Abendessen."

„Ach, da ruft Mama. Gute Nacht, Felix, morgen komme ich wieder, aber Du mußt auch wieder hier sein."

Mit diesen Worten verschwand sie behende hinter dem Zaun und ich horchte auf das Geräusch der enteilenden Füßchen, bis es in der Ferne verklungen war.

Lange noch nachdem unsere alte Haushälterin mich zur Nachtruhe sorgfältig in meine Decken gehüllt hatte, unterbrach die Erinnerung an das kleine wunderliche Mädchen meine Meditationen über mein baldiges Sterben.

Den nächsten Tag um dieselbe Zeit, wo ich die Kleine gestern gesehen, lenkte ich unwillkürlich wieder meine Schritte zu jener Bank, von der aus wir unsere Bekanntschaft gemacht hatten, und es dauerte auch gar nicht lange, so erschien das runde Gesichtchen mit den großen freundlichen Augen und dem schmollenden Mündchen über dem Zaun.

„Wie hübsch, daß Du doch noch gekommen bist, Felix! Ich habe heut schon ein paar Mal nach Dir ausgeschaut," rief sie. „Wenn Du zu mir kommen willst, brauchst Du auch garnicht über den Zaun zu klettern. Ganz am Ende des Gartens, dort unten, habe ich ein Pförtchen entdeckt, das ist von unserer Seite her verriegelt, ich kann es Dir öffnen. Dann habe ich es auch viel bequemer, mit Dir zu sprechen, hier oben reiße ich mir die Hände wund. Bitte, sage ja."

„Wenn Du ruhig und langsam mit mir umhergehen willst, werde ich kommen; zu springen und zu jagen lieb ich nicht und kann ich nicht."

„Komme nur," rief sie eifrig und lief eilig, mir das Pförtchen zu öffnen.

„So," sagte sie, als sie mich eingelassen hatte, „nun werde ich Dir bei uns alle hübschen Plätze zeigen und wenn Du müde bist, setzen wir uns auf eine Bank. Ich werde gewiß nicht wild sein, weil Du es nicht gern hast und Du wirst auch lieb zu mir sein und mich nicht anfassen und küssen."

All dies sagte sie so ernst und sah mir dabei so angelegentlich bittend in die Augen, als läge ihr besonders viel an dem letzten Artikel unseres Bündnisses.

„Ich sagte Dir schon," erwiderte ich kühl und legte dabei die Hände auf den Rücken, um sie ganz zu beruhigen, „vor mir brauchtest Du Dich nicht zu fürchten; ich lüge nie. Aber Du hast gestern gelogen, als Du mir sagtest, Du heißest Monika, während Deine Mutter Dich doch mit dem Namen Nolime rief."

„Ach, daß ist nur solch ein Spaß von Papa," sagte sie lachend. „Anfänglich war der Name noch viel länger und Papa allein nannte mich so, später wurde Nolime daraus und nun rufen mich Alle Nolime, Noli me tangere war ihnen zu unbequem.

„Das heißt ja auf Deutsch: „Rühr mich nicht an," warf ich ein, sie verwundert betrachtend.

„Nun ja, Papa lacht mich aus, daß ich mich von den Jungens nicht anfassen lassen will; ich mag es aber doch nun einmal nicht leiden. Mir ist es jedesmal dabei, als gösse mir jemand ein Glas kaltes Wasser über den Rücken. Aber gerade weil die dummen Jungen dies wissen, können sie mich nicht genug damit plagen, besonders der Arnold Feramor, der immer zu meinem Bruder kommt. Wir waren früher Gutsnachbaren und kennen uns schon lange, und jedesmal, wenn er mich sieht, will er mich umarmen und sagt, ich würde doch noch mal seine kleine Frau werden. Wenn er mich damit bis zu Thränen geärgert hat, dann lacht er und ist zufrieden," rief sie erregt, ihre kleinen Fäuste ballend.

„Arnold ist aber ein guter Junge, ich kenne ihn, wir sind in einer Klasse," sagte ich begütigend. „Und auch ein hübscher Junge ist Arnold. Wenn Du mich nicht küssen magst, so finde ich dies natürlich, denn ich bin häßlich und habe auch keine Lust, Dich zu küssen. Ich denke, ihr kleinen Mädchen küßt sonst ganz gern."

„Ich nicht," sprach sie ernst, den Kopf schüttelnd. „Meine Schwester Barbara dagegen läßt sich ruhig necken und umarmen, die sagt, ich sei eine dumme Gans."

Mittlerweile waren wir an ein kleines Gewässer gekommen, welches von Bäumen und großblättrigen Zierpflanzen malerisch umgeben war; hier stand im Schatten eine Bank, auf die wir uns niederließen.

„Dies ist mein Lieblingsplatz," begann Monika nach längerem Schweigen. „Ich denke immer, das schöne ernste Wasser versteht mich, weil es ebenso empfindet wie ich. Wenn man ein Steinchen hinein wirft, so schlägt es Kreise, die immer größer werden, dann glaube ich, ist es zornig, weil man es berührt hat."

„Ach," das ist Unsinn, Monika. Jedes Wasser schlägt Wellen, wenn man einen schweren Gegenstand hinein wirft," rief ich ungeduldig über ihre Unwissenheit.

„Ja, aber nicht so lange und anhaltend. Hier wachsen sie bis an den Rand und hüpfen noch am Ufer zornig empor," dabei blickte sie nachdenklich in die dunkle, stille Fluth.

Meine Bemerkung, daß das Gewässer klein sei und der letztere Umstand sich hieraus erkläre, lehnte sie ab, indem sie den Finger geheimnißvoll auf die Lippen legte und flüsterte:

„Das weiß ich besser, Felix, ich verstehe manchmal, was die kleinen Wellen klagen, wenn sie mit leisem Ton gegen das Ufer klingen. Widersprich mir nicht."

Als Monika und ich in den nächsten Tagen wieder durch den Garten spazierten, führte sie mich in die Nähe des Hauses, auf dessen Veranda ein älterer Herr, die Zeitung lesend, in einem Schaukelstuhl saß.

„Dies ist Papa, ich habe ihm schon von Dir erzählt, ich will Dich ihm zeigen. Papa," rief sie, „hier ist Felix."

„Sieh da, dies ist also Felix, der Glückliche, der die kleine Widerspenstige gezähmt und ihre Gunst erworben hat. Du trägst Deinen Namen mit Recht, Knabe," sagte Herr Bardolf, indem er die Zeitung sinken ließ und mich aufmerksam, vom Kopf bis zu den Füßen, betrachtete. Ein leichter spöttischer Zug, der ihm während dessen um Mund und Augen spielte, machte mich ungeduldig; ich wußte ja, daß ich kein Adonis war.

„Glücklich", erwiderte ich unter diesem ärgerlichen Eindruck, „glücklich bin ich vielleicht darum, weil es mir gleichgiltig ist, ob ich dies bin oder nicht."

„So, so", meinte er, während der spöttische Ausdruck einem interessirten Blick wich. „Dennoch hättest Du der Kluge, oder der Fischblütige genannt werden sollen."

„Der Name Felix Schechlin muß eben die Bedeutung annehmen, die ich ihm durch meine Individualität gebe. Der Kluge bedeutet er aber sicherlich nicht. Vater sagt, ich sei nicht klug, und wenn Sie mich erst näher kennen lernen werden, werden auch Sie dies finden."

Jetzt klopfte Herr Bardolf seiner kleinen Tochter, welche neben ihm stand und schweigend unserer Unterhaltung lauschte, lächelnd auf die Schulter.

„Ein Original hat das andere gefunden. Ich gratulire Dir übrigens zu Deinem Geschmack, Nolime," sagte er.

„Ist das nicht ein wunderlicher, guter, altbärtiger Junge, Herr Bardolf?" ließ sich jetzt eine jugendliche, fröhliche Stimme hinter mir vernehmen und als ich mich umwendete, sah ich Arnold Feramor, mit Monikas Bruder Rolf, die Treppe der Terrasse herauf kommen.

„Mit Felix können Sie so weise reden", fuhr Arnold fort, „daß, wenn Sie die Augen zumachen, Sie denken müssen, er sei mindestens eben so alt wie Sie."

„Sprich doch keinen Unsinn, Arnold", rief ich abwehrend und streckte dem hübschen frischen Gesellen die Hand entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: A. Roeckner in Posen. Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.